Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 25 (1935)

**Heft:** 32

**Artikel:** Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-645602

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nr. 32 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

10. August 1935

## Erdgebunden. Von Walter Dietiker.

Es wandern Mond und Sterne, Von dannen weht der Wind. Es wallen auch so gerne Die Wolken in die Ferne, Und Wasser ziehn kristallen Mit ihnen allen, allen.

Ich aber bin die Aehre, Bin Baum auf engem Feld, Bin erdgebundne Schwere Und meinen Reichtum kehre Ich still der Scholle zu — Was willst, o Weite, du?

# Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Hannes nimmt ihm das Bündel aus der Hand und führt den Gebrechlichen wieder in sein Gemach hinauf, wo sich dieser gleich mit den Kleidern zu Bette legt. "Es ist recht, daß Ihr mich noch erwischt habt", gesteht Felix nach einer Weile mit ehrlicher Aufrichtigkeit. "Ich hätte vielleicht am Morgen nicht mehr geschnauft. Und wenn Ihr das Licht auslösicht, so bekenn' ich Euch jetzt alles. Einmal muß es ja doch sein; aber wenn es hell ist in der Kammer, bring' ich es nicht übers Herz."

Sannes tut ihm ohne weiteres den kleinen Gefallen, und der Knecht rückt nach einigem Zögern aus:

"Ich habe halt dem Leu seine Frau einmal gern ge= habt — nein, jetzt noch. Und jetzt hab' ich sie fast einen Monat lang nicht mehr gesehen. Was soll einer da anstellen? Oh — wenn ich Euch sagen könnte, wie wunderbar ich es gestern getroffen habe! Sie hat fast die ganze Zeit am Tisch gesessen, gegen das Fenster zu, und ich habe ihr über die Umhänglein hinweg in die Augen sehen können, wenn sie manchmal für eine Weile vom Nähzeug aufsah und am Licht vorbeistudierte. Einmal hat sie geweint. Das ist für mich kein Schleck gewesen; aber ich glaube, ich nabe lie mit meinem lieben Gedanken wieder heiter machen können. Oh — es war sehr schön — und wenn ich auch das andere nachher in den Rauf nehmen mußte. Dem Karli dahinten will ich übrigens schon daran denken! Dem zahl' ich dann auch wieder einmal eine Halbe, wenn er mich anbohrt in der Bergstube."

"Ist das alles?" fragt Hannes Fryner nach einer Weile. "Und wegen dem habe ich das Licht auslöschen müssen?"

"Rein, es ist noch nicht gang alles", gibt Felix zu. "Weil ich jekt gerade daran bin, will ich Euch noch etwas mehr erzählen. Ich will Euch zu wissen tun, warum ich da= mals in meinen jungen Jahren die große Dummheit gemacht habe. Das gehört eigentlich auch noch dazu, denn auch an jener Sache ist nur die Liebschaft schuld gewesen. Man wird mich deswegen nicht gang verdammen können, eine Liebschaft hat doch schließlich jeder Mensch einmal gehabt; nur daß es bei mir vielleicht etwas länger anhält, als bei man= chem andern. Ich bin nämlich noch nicht einmal ganz zwanzig Jahre alt gewesen, als mich der Fall angepackt hat. Ja, man kann wohl sagen: angepadt. Es ist von heute auf morgen schier wie eine plötlich aufbrechende Selligkeit über mich gekommen. Ich habe mir an den Ropf greifen muffen: wo bist du denn bis jest mit deiner Bernunft gewesen? ... Noch heute mein' ich manchmal, es könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein: ich sehe ein Mädchen von Rind auf fast jeden Tag, in der Schule, auf dem Rirchweg, beim Heuen — und kann ein Stock bleiben, nach wie vor. Aber von einem gewissen Tage an ist der Zustand dann plötlich da. Nein, ich weiß noch die Minute, ich könnte Euch noch die Stelle zeigen, wo die Liebschaft, gleichsam wie auf mich abgeschossen, ihr Wesen in mir begonnen hat. Wir sind uns zufällig vor dem Dorf begegnet, Pflegers Gertrude und ich, just wo der Fußweg nach dem Sorgentobel abzweigt. Ich hatte damals das Pfeifenrauchen angefangen, sie meinte, das stehe mir nicht besonders gut. Wie ich sie nun so recht ins Aug nehme, da muß ich innerlich vor Staunen er= schreden: bist du's oder bist du's nicht? ... Das Schönsein

ist wahrhaftig von einem Tag auf den andern wie ein Blumenhauch über sie gekommen, ich müßte denn vorher blind gewesen sein.

Sie merkt gleich, daß in mir irgendwo ein Knopf absgesprungen ist. "Du machst so lustige Augen", sagt sie.

"Das glaub' ich wohl", geb' ich zurück. "Wenn einer da nicht Augen machen müßte! Du bist ja einesmals schön geworden."

Sie lächelt mich an. Das hätte sie nicht machen sollen, denn jetzt ist in meinem Gehirnkasten erst recht das unterste zu oberst gekommen. Und auch das hat sie merkwürdigersweise augenblicklich gewußt.

"Gefall' ich dir?"

Hat jemals, seitdem die Welt steht, ein junger Schnausfer, der noch kaum erst das zweitemal auf die Welt gestommen ist, auf so eine Frage Antwort geben müssen? Rein Wunder, daß der Bescheid auch darnach ausfiel:

"Ich würde dich am liebsten gleich morgen heiraten."

Da wird sie doch ein bischen rot. "Du bist noch ein Gelungener."

"Also — — du weißt es jett."

Sie muß ein wenig nebenaus guden; aber so arg übelsgenommen hat sie mir die Dreistigkeit gleichwohl nicht. Das lese ich jeht aus ihren Augen heraus, als sie mich wieder ansieht. Freilich ist dann gleich darauf ein böser Schnee auf mein Wieslein gefallen: "Eure Sorgentobelvilla gefällt mir freilich nicht so besonders. Wo einem das Holz in die Stude hereinwächst."

Da sage ich ihr ganz ked heraus: "Es gibt noch manche Villa auf der Welt. Ich will es schon zu einer rechten brinsgen." Wenn sie mir in diesem Augenblick befohlen hätte, ich solle über die hundert Fuß hohe Sorgenfluh hinausspringen, ich hätte es getan.

Drei Tage nachher bin ich von Hause fortgelaufen. Es hat mir jemand einen Spruch ins Ohr gesagt: "In der Stadt kann sich jeder aufs hohe Roß schwingen, wenn er sich das nur richtig in den Grind sekt."

Item, ich hatte mehr Glüd als Berstand, ich bekam ein gutes Plätzlein, und weil mir keine Arbeit zu viel war, hätte ich bald schönes Geld verdient. Nach Feierabend schnitzte ich nach meiner Gewohnheit Geißen, Kühe und Kälblein. Ein Ladenschwengel sagte zu mir: "Du, wenn ich so etwas könnte, würde ich mit 30 Jahren aus den Jinsen leben." Die Billa rückte mir im Geiste schon etwas näher. Aber schon in den ersten Tagen wühlte es wie Gist in mir: Könnte sich jetzt daheim nicht ein anderer an sie heran maschen? Und du, Aff, bist zehn Stunden weit weg? Du hättest doch wenigstens ein Bersprechen von ihr mitnehmen sollen. Oder noch besser: Du könntest dir die Villa daheim mit Schnitzen verdienen ...

Es heißt ja nicht umsonst: Wenn einem die Liebe und das Heimweh durcheinander geraten, dann fällt die Bersuunft unter den Tisch. Nach zwei Wochen war ich wieder auf dem Berg, nicht etwa mit einer Pfeise im Mund, das erste, was ich durch meinen Bruder vernahm, war, daß ein Kaufmann von Schönau mit Pflegers Gertrude in Guldiswil ein Verhältnis angeknüpft habe. Ein Feiner mit Engländershut und Stehkragen. Sie möge ihn zwar nicht, aber der

Bater sei dafür. Am nächsten Sonntag wolle er sich bas Jawort holen.

Der arme Teufel, den ich dann in der Sonntagenacht im Speerholz mit meiner verrückten Idee beinache um den Berstand gebracht hätte, war nun freilich nicht der Krämer aus Schönau mit dem Stehkragen; mein Bruder hat von dieser Hochzeitergeschichte die Hälfte oder noch mehr aus Angst erfunden, weil er selber auch ein wenig in die Gertrud verschossen war.

Einem andern ist er freilich nicht auf die Schliche gefommen, und das ist der Urech Leu von der Wehrtanne gewesen: ungefähr um die gleiche Zeit, da ich mir mit meiner Kalberei den schönen Namen Mehlhuu erwarb, hat sich der mit Gertrude verlobt.

Es hat mir wohl auf den ersten Knall fast ein Loch in den Schädel geschlagen; aber die Liebschaft selber hat merkwürdigerweise nicht den geringsten Schaden genommen, ich habe sie von mir aus bis heute weiter betrieben, so gut das eben den Umständen nach möglich war. Der Gertrude habe ich ja nicht ein Lot nachtragen können, den Fehler hab' ich selber gemacht, damit, daß ich kein Versprechen von ihr mitnahm, als ich wegen der Villa auszog. Um alles bin ich also herumgekommen, nur um sie selber nicht. Bei einem, der sonst nicht viel zu studieren hat, bei dem ist halt so eine Sache gut aufgehoben. Um die Villa fümmerte ich mich keinen Deut mehr, und auch das Schniken war mir verleidet. Ich fand immerhin, es sei mit meinem Leben nicht so ganz übel bestellt, solange ich die, die nun einmal für mich geschaffen und von mir für immer aus erkoren war, nur hin und wieder einmal von Berzen an sehen und so recht die Augen voll von ihr mitnehmen dürse. Der Kirschbaum neben der Wehrtanne und ich, wir zwei kannten uns schon lange, bevor ich bei Euch auf dem Beilets boden landen konnte. Ich hätte ja auch einmal beim Urech Leu eintreten können, doch die Vernunft hat mir abgeraten. Es ware mir da vielleicht zu heiß geworden. Und jest, nachdem Ihr soviel von mir wißt, werd' ich Euch kaum sagen mussen, daß ich an meiner Liebschaft festhalte und die Gertrud nicht zum letztenmal gesehen haben will. Drum werd' ich wohl besser anderswohin gehen, damit Ihr meinetwegen keine Geschichten mehr bekommt."

"Ihr bleibt da, Felix", sagt Hannes Fryner kurz, indem er dem Anechtlein die Hand drückt. "Bon mir aus dürft Ihr schon morgen wieder einen Abstecher in Euer geslobtes Land machen; zwischen mir und dem Leu ist nichts mehr zu verderben."

Drei Bekehrte auf dem Ueberichnn.

Das Königlein auf dem Ueberschyn hat sein Zepter aus den Händen gelegt; es hat sein heruntergekommenes Heimwesen an den Wehrtanner verkauft, wenn man die zwangsweise Abtretung des Gütchens an den Hauptgläubiger einen Kauf nennen will. Es ging so vor dem Berlumpen her, heißt es auf dem Berg. Denn nachdem der gute Geist des Hauses, die Sophie, vor etwa Iahresfrist auf einer ihrer Hausierreisen leider beim Aussteigen aus einem fahrenden Bahnzug verunglüdt war, konnte den Niedergang niemand mehr aufhalten.

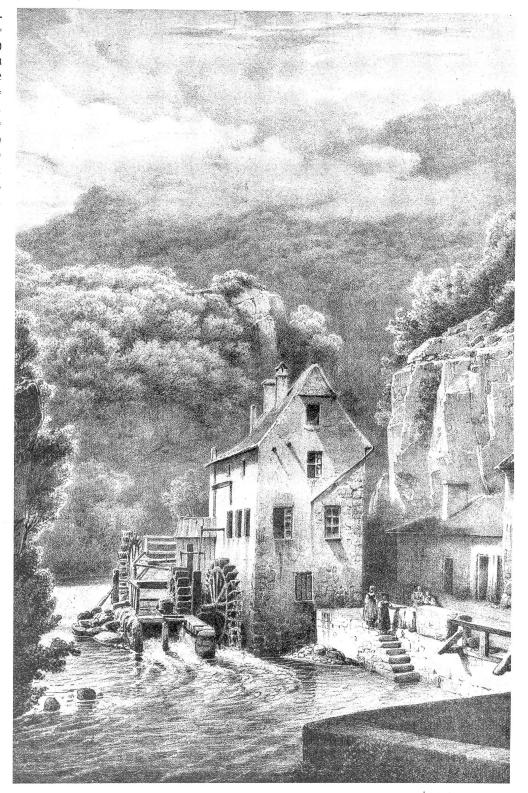
Auch Sannes Fryner ist vom Zusammenbruch der Lotterwirtschaft keineswegs überrascht, wohl aber vom letten

Berlauf der Angelegenheit. Die Tatsache, daß sein Be= sit nun von demjenigen Urech Leus fast gang eingeschlossen ift, läkt ihn schlaflose Rächte erleben. Seiner Frau gegen= über stellt er sich zwar so, als sei ihm die Sache durch= aus gleichgültig; und auch Eva läßt ihrerseits nicht mer= fen, wie fehr sie durch den unheimlichen Schachzug des Wehrtanners beunruhigt ist. So sprechen sie sich gegen= seitig fleißig zu und jedes ahnt und weiß doch, was das andere denkt.

Das Königlein selber fann am Wirtstisch und auf der Straße nicht genug rühmen. wie es ihm jett wohl sei. "Der Bauer stedt halt doch bis unter die Arme binauf in der Erde drin", bringt er bei jeder Gelegenheit vor. "Er kann sich weder kehren noch heraustun, gleich wie ein angewachsener Baum auf seinem Plat stehen muß. Man muß schon einen richtigen Lupf wagen, wie ich es jett gemacht habe. Es muß einer den Schädel ins Genick tun und weder rechts noch links sehen. Erst wenn man so wie neugeboren in die Welt hin= einlaufen fann ohne ein Ge= wicht an den Beinen, erst dann hat der Mensch einen Begriff von sich selber. Man schnauft die Luft ein wie ein Füllen, und wenn man an den Schuldensad denkt, der iett irgendwo in einem Tobel liegt, kann sich sogar ein verknorrter Buckelgreis wie ich erst recht als Herrlein und König fühlen. Für meine Buben brauch' ich feine Angst zu haben, ererbte Intelligenz ist besser als ererbtes Ber= mögen. Seut schafft man nicht mehr mit den Sänden

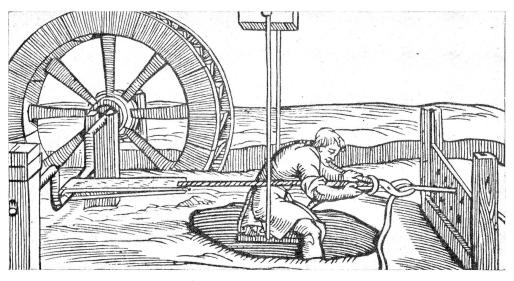
und mit den Beinen, heut schafft man mit der Intelligenz, für das andere sind die Maschinen da, die niemand mehr zurückerfinden kann. Der Gescheitere gibt nach, man stellt lich um."

Auch die beiden Faulenzer Seich und Karli haben sich



Die Lochmühle bei Bözingen (gezeichnet von Villeneuve um 1820). Zum Aufsatz "300 Jahre Drahtindustrie". S. 624.

umgestellt: von einer Stunde auf die andere ist eine ganz wütige Schaffsucht in sie gefahren, sie nehmen sich nicht einmal mehr zum Essen Zeit. Der Seich hat nämlich beim Bergraben einiger Hasenläuse im kleinen Borgarten eine Blechbücse zutagegebracht mit vier echten, richtiggehenden



Drahtzieher auf seiner Schaukel.

Goldstüden und einigen Fünffränklern darin. Der Zufall will es, daß Rarli just zur ungeschicktesten Zeit dazukommt, und nun entspinnt sich zwischen den beiden augenblicklich ein frampfhafter Wettbewerb um die Gewinnung weiterer Schätze, die die geizige Schwester da oder dort dem verschwiegenen Erdreich anvertraut haben muß. Sie schlagen sich gegenseitig um Schaufel und Hade, um Videl und Rarst. Nachdem der Garten bis in die lekte Ede binein aufgewühlt und verwüstet ist, kommt das verwahrloste Sausäckerlein an die Reihe, und weil dieses richtig bald eine zweite, wenn auch bescheidenere Ausbeute hergibt, die wieder dem Seich in die Sande fällt, steigert sich die Gier der Schatgräber derart, daß einer den andern von seinem Plate wegzudrängen sucht oder direkt vor dessen Rase ein Loch aufbricht, wodurch das kleine Grundstud bald einem von Wildschweinen heimgesuchten Rartoffelfelde gleicht. Sie geraten zuletzt tätlich aneinander. Karli als der stärkere bringt den Heich unter sich und verlangt von ihm die Herausgabe wenigstens des kleineren Fundes, ansonst er ihm die jüngste Rehbocgeschichte ausbringe. Der Bedrängte kann sich end= lich doch freimachen und nach dem Sause hinüber entspringen. Während Karli wie ein Berrückter auf dem Acker weitergräbt und dann wieder mit dem Bidel zuhaut, kommt dem findigen Beich ein neuer Einfall: Die Stode unterm Schopfbach! Batte die Sophie ein geschickteres Versted finden können, als diesen Saufen tannener Stode, um den die Brüder immer in einem weiten Bogen herumgingen, so daß das Holz nun schon seit zehn Sahren unaufgerüstet an seinem Plate liegt. Richtig, er hat kaum drei oder vier Stud vom Saufen geriffen und auf die Seite gewälzt, so fällt ihm wieder ein Fund in die Sande. Diesmal ist es ein alter Strumpfsoden, nicht von großem Gewichte zwar, aber die paar Bögel darin sind gelb.

Seich findet es nun für geraten, nach dem Wald hinsüber zu verduften, um seine vorläufige Beute zu zählen und in ein sicheres Bersted zu bringen. Als er wieder zurücktommt, hat Karli, der inzwischen Lunte gerochen hat, den ganzen Solzstoß auseinandergerissen. Nach seiner guten Laune zu schließen, ist die Arbeit nicht umsonst gewesen. So nebenbei hat er sich das Vergnügen gemacht, einen Teil

ber Stöcke ins nahe Tobel hinabzukollern, von wo man sie vor Jahren mühsam zu dritt mit dem Zugseil heraufsbefördert hat.

Ohne langes Sin= und Herraten werden jett Rüche und Rammern, Reller und Estrich in Angriff genommen. und da die Brüder hierbei den Begriff der Zuvorkommen= heit wieder nach ihrer Weise auslegen, widelt sich die Sache im Eiltempo ab: ichon nach einer halben Stunde sind die Räume wie von Einbrechern ausgekehrt. Der Mißerfolg zeitigt zwar einige zweifelhafte Segenswünsche zuhanden der

mißgunstigen Erblasserin; doch wirkt er auf der andern Seite einigend auf die enttäuschten Glücksjäger. In schöner Eintracht beschließen sie, Garten und Hausacker in je zwei gleiche Teile zu trennen und diese zu verlosen, damit nachher jeder auf seinem Gebiet noch einmal gründlich Nachschau halten könne. Sie arbeiten im Schweiße ihres Angesichtes bis in den Abend hinein, wobei sich freilich ein allmähliges Erlahmen und Eintrodnen des Eifers bemerkbar macht. 3wischenhinein wird wieder ein wenig über die Sophie geschimpft, die ihnen jett vielleicht vom Himmel herab beim Krüppeln zusehe und wahrscheinlich sogar ins Fäustchen lache. Sie schaffen und geifern noch, als das Königlein beim Zunachten im Weindusel aus dem Dorfe heimkommt. Es sieht den Müdlingen eine geraume Weile zu und muß dabei nur immer den Ropf schütteln. Endlich vermag er seinem Staunen Ausdruck zu geben. "Nun wird wohl meinen Buben niemand nachtragen können, sie seien als faule Sunde vom Beimen weggegangen." (Fortsetzung folgt.)

### 300 Jahre Drahtindustrie.

Wo wir die Geschichte der schweizerischen Großindustrien nachschlagen, stoßen wir auf die erfreuliche Tatsache, daß weder die Kleinheit unseres Ländchens, noch sein Rohstoffmangel, noch die Ungunst der Zeitläufte der schweize rischen Unternehmungslust, Tatkraft und Zähigkeit unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen vermochten. Das Beispiel der Bözinger und Bieler Drahtindustrie zeigt dies besonders deutlich. Die Anfänge dieser Industrie liegen heute Die Bereinigten Drahtwerke 300 Jahre zurück. A. = G. Biel hat diese Tatsache in einer fein ausgestatteten Jubiläumsschrift feierlich dokumentiert. Wenn wir den von Prof. Dr. Fernand Schwab verfaßten Text des Buches aufmerksam durchgehen — es ist eine tiefschürfende, wohlbelegte Geschichte der Drahtindustrie am Jurahang so erkennen wir, daß hier der Tatkraft und Zähigkeit ber Unternehmer einige besonders gunstige Umstände wegbereitend und hilfreich entgegengekommen sind.

Die Lochmühle bei Bögingen.

Da war es zunächst die glückliche Wahl des Stands ortes. Als im Jahre 1634 der Solothurner Stadts medikus Doktor Scharandi sich beim Fürstbischof